

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 67 (1947)

Artikel: Ferdinand Freiligrath in der Schweiz
Autor: Bebler, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ferdinand Freiligrath in der Schweiz.

Von Emil Bebler.

Der deutsche Dichter Ferdinand Freiligrath hielt sich vor 100 Jahren, vom März 1845 bis August 1846, in der Schweiz auf, bis zum Oktober 1845 in Rapperswil, dann in Hottingen bei Zürich.

*

Am 17. Juni 1810 als Sohn eines Lehrers in Detmold geboren, wurde Freiligrath zuerst Kaufmann, gab dann aber nach der erfolgreichen Veröffentlichung einer Gedichtsammlung mit 28 Jahren seinen Beruf auf, um ganz seiner Kunst zu leben. 1841 verheiratete er sich mit Ida Melos aus Weimar, einer fein gebildeten Frau. „Dem Mann ist in ihr ein wahrer Schatz geworden“, urteilte Varnhagen von Ense über sie, „sie ist voll Verstand, Anmut und Lieblichkeit“. Das junge Paar ließ sich zuerst in Darmstadt, später in St. Goar am Rhein nieder. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zeichnete den Poeten durch die Verleihung einer Dichterpension aus, die er aber nur kurze Zeit bezog, da er sich inzwischen der politischen Poesie zugewendet hatte. Im Sommer 1844 ging er als politischer Flüchtling nach Belgien, ein wenig später nach der Schweiz und dann nach London. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1848 wurde er wegen eines politischen Gedichts verhaftet, vom Gericht aber freigesprochen. Nachdem er als Redaktor einer rheinischen Zeitung tätig gewesen war, mußte er sich, um einer neuen Verhaftung zu entgehen, 1851 nach England flüchten. Bis 1867 lebte er in London, zuerst als Angestellter eines Geschäftshauses, später als Direktor einer kleinen Schweizerbank. Dank einer bedeutenden Spende, die ihm das deutsche Volk zur Verfügung stellte, konnte der Dichter

1868 nach Deutschland zurückkehren. Als gefeierter Lyriker lebte er in Cannstatt bis zu seinem Tode im Jahre 1876.

Freiligrath war eine charaktervolle Persönlichkeit. Er zeichnete sich durch Mut, Unererschrockenheit und Männlichkeit aus. Lebhaft, temperamentvoll und in hohem Maße begeisterungsfähig, war er aufgeschlossen für alles Große und Edle. Sein Freund und Biograph Wilhelm Buchner rühmt seine Offenheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit, seine Liebenswürdigkeit und seinen schlagfertigen Humor, der zuweilen derb sein konnte, aber immer gutartig blieb. Seine große Güte, sein warmes teilnehmendes Herz und sein wahrhaft beglückendes Lachen gewannen ihm die Sympathie vieler Mitmenschen und schufen ihm zahlreiche Freunde.

*

Ferdinand Freiligrath war ursprünglich kein politischer Dichter. Durch tiefe Liebe mit seinem Land und Volk verbunden, verfolgte er von Jugend auf mit lebhaftem Anteil die Zeitereignisse und gab seinem Beifall und seinem Anmut im Freundeskreis und in seinen Briefen beredten Ausdruck. In seinen Dichtungen aber glaubte er sich zurückhalten zu müssen, getreu seiner Devise: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf den Bänken der Partei.“ Erst die politischen Ereignisse und Zustände in Preußen zu Beginn der 1840er Jahre trieben ihn in das Lager der Opposition. Er sah sein Vaterland seufzen unter dem Druck einer reaktionären Regierung und einer harten und kleinlichen Zensur, die eine freie Meinung nicht aufkommen ließ. Jetzt erst entschloß er sich, mit seiner Dichtkunst für die Freiheit einzutreten und gegen die Unterdrückung anzukämpfen. Er wollte der Welt zeigen, „daß man aus warmem vollem Herzen ein Freund der Freiheit und des Fortschritts sein kann, ohne geradezu alles gutzuheißen, womit unsere jüngsten Ultras der guten Sache mehr geschadet als genützt haben.“ Unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntnis“ wollte er Zeitgedichte drucken lassen, deren Erscheinen, wie er sich wohl bewußt war, auf sein Leben „tief und entscheidend nachwirkende Folgen“ haben werde. Aber er fürchtete sich nicht und war bereit, seiner Überzeugung jedes Opfer zu bringen. „Con sordini ist meine Sache nicht — das Wort, das mir ein Gott auf die Zunge legt, kann ich nicht zurückhalten, vollends dann nicht, wenn ich irgendwie ein Gutes damit stiften zu

können glaube. . . Ich gebäre einen neuen Kerl aus dem alten heraus — eine innerlich und äußerlich durchaus neue Periode guckt mir ins Fenster.“ Der Grundton seines Glaubensbekenntnisses sollte sein: „Ein der Reaktion wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus.“

Im August 1844 war das Buch vollendet. Mutig bekannte er im Vorwort, daß er nun doch genötigt sei, von „jener höheren Warte auf die Binsen der Partei“ herabzusteigen: „Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaktion sich entgegenstemmen. Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Lose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: Solange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes. Mein Gesicht ist der Zukunft zugewendet.“

*

Während das Buch den Weg in die weite Welt antrat und die Gemüter gewaltig erregte, fuhr Freiligrath mit seiner Frau und deren Schwester, Marie Melos, die seit dem Mai 1843 in des Dichters Familie lebte, mit dem Dampfschiff den Rhein hinab. Die Trennung vom geliebten Strom wurde ihm nicht leicht. „Wenn ich daran denke, daß ich den Rhein verlassen soll“, schrieb er an eine Freundin, „so wird mir in der That ganz weh zu Mute. Und doch wird es nötig sein. . .“ Es war tatsächlich nötig! Rechtzeitig erkannte er, was ihm im reaktionären Preußen bevorstand: Verfolgung, Verbannung oder Gefängnis. Er zog es vor, dem Sturm auszuweichen und freiwillig ins Exil zu gehen. Aber wohin sollte er sich wenden? Die Antwort gab er in dem Gedicht „Hohes Wasser“:

„Wohin? — Noch weiß es Gott allein, doch bin ich freudig
und ergeben!

Und du auch, Liebe, sollst es sein: Auch solche Flut gehört
zum Leben. . .

Helloffen liegt vor uns die Welt, ich bin gerecht in vielen
Sätteln!

Solange Faust und Schädel hält, du Liebe, brauch ich nicht
zu betteln!“

Er wandte sich zunächst nach Belgien; aber weder in Ostende noch in Brüssel konnte er Fuß fassen, und da überdies die kleine Familie sich in diesen großen Städten nicht heimisch fühlte und Sehnsucht hatte nach einem eigenen Haus und Herd, entschloß er sich nach einigen Monaten, Belgien zu verlassen und in einem andern Land ein neues Asyl zu suchen. Er dachte zuerst an das Elsaß; mehr und mehr aber lockte ihn die Schweiz mit ihrer Freiheit und ihren Naturschönheiten. „Du kennst ja die Schweiz“, schrieb er einem seiner Freunde, „schreibe mir doch, wo sie am schönsten und billigsten ist. Wir werden jedenfalls auf das Land ziehen — sind die Ufer des Zürchersees teuer? Oder wo ist sonst gut hausen?“ — Und da ihm von seinen Freunden Zürich und sein See warm empfohlen worden waren, machte er sich im März 1845 auf nach der Schweiz. Während Ida Freiligrath und Marie Melos über Köln und Darmstadt nach Zürich reisten, war er gezwungen, Deutschland zu meiden, da Preußen inzwischen einen Haftbefehl gegen ihn erlassen hatte. Über Namur, Arlon und Metz reiste er am 11. März mit der Diligence nach Straßburg — eine unangenehme Fahrt bei Schnee und Glätte, so daß die Passagiere stundenlang zu Fuß gehen mußten, weil der Wagen oft in Gefahr stand, umgeworfen zu werden. Nach kurzem Aufenthalt in der elsässischen Hauptstadt ging die Fahrt weiter über Basel nach Zürich, wo er am 22. März 1845 eintraf und herzliche Aufnahme bei seinen Gesinnungsgenossen fand, unter ihnen auch Gottfried Keller, der mit den deutschen Flüchtlingen sympathisierte und den Freiheitsdichter mit einem Gedicht „An Freiligrath bei seinem Eintritt in die Schweiz im Frühling 1845“ begrüßte. Er läßt zwei Genien an des Dichters Wiege auftreten mit Schalen, in denen die Lebenskraft ruht, „die ihm die treuen Genien rastlos schenken, die ihn durchwallt und seine Lieder schafft.“ Er preist den Poeten, dem aus beiden Schalen sein „Sein und Denken, sein Blühen und Sehnen fließen Tag und Nacht“:

„So hast auch du die Zauberflut getrunken,
O Freiligrath! daß Berg und Tal erklingen
Und sich die Elfen fröhlich zugewunken!...
Doch mitten aus der Wüste Finsternissen
Erbliht der Morgen, und vom Rhein erklangs

Entgegen dir von hellen Freiheitsgrüßen!
Und jeder Mund im deutschen Lande sangs:
„Der Freiligrath hat sich zu uns geschlagen!“
Und jedes Ohr in fernen Gaun verschlangs,
Soweit die deutsche Kunde ward getragen.
Doch manchem wohl erklang dein Taglied schrill,
Denn bald sah man die Schergen nach dir jagen.
Die sonst so nächtlichsanft und muckerstill,
Es brach die preußische Romantik los,
Die Mohn und Mohn und wieder Mohnsafft will. —
So grüß ich dich in dieses Landes Schoß!
Zwar eben ist's in unsern Bergen düster
Bei heiterm Frühlingshimmel; heut noch floß
Ein blutig Rieseln, und ein Klaggeflüster
Durchzieht den Bergwald; es erdröhnt das Land
Vom wüsten Schrei der Pfaffen und Philister.
Wir reichen dir die pulvergeschwärzte Hand,
Der Trommelschlag verschlingt die Freundesgrüße
Und ringsum loht des Hasses roter Brand.
Auf starre Leichen stoßen deine Füße!
Hier liegen sie mit ausgestochnen Augen,
Dort schiffen sie hinab die blauen Flüsse.
Sieh, wo dir mag ein stilles Plätzlein taugen!
Du trittst hier in der Freiheit Werkstatt ein,
Wo zornig ihre Essen sprühn und rauchen.
Doch mag hier noch der beste Boden sein,
Wo harrend du dir deine Warte baust;
Wallt doch nach deinem vielgeliebten Rhein
Ein jedes Wässerlein, in das du schaust!
Da lasse deine Lieder abwärts schwimmen,
Da wirf hinein die „Späne, die du haust!“
Und hier, wie dort, die Hoffnungssterne glimmen;
Bis du wirst drin den Tag der Heimkehr schauen,
Kannst du derweil zum Sieg die Saiten stimmen.
Mich dünkt, du wirst darüber nicht ergrauen!“

In Gottfried Kellers Willkommensgruß schwingt der auf-
rührerische Kampfgeist der 1840er Jahre, dem der junge
Schweizer Dichter sich nicht entziehen konnte. „Die Zeit ergreift
mich mit eisernen Armen“, schrieb er 1843 in sein Tagebuch.

„Es webt und gährt in mir wie in einem Vulkan.“ Denn damals gingen die politischen Wogen hoch im Schweizerlande. Die Eidgenossen waren in zwei Lager gespalten, die sich leidenschaftlich bekämpften: die katholischen Kantone und konservativen Kreise von Zürich, Bern und Basel auf der einen und die schweizerischen Liberalen auf der andern Seite. Hatte schon die Aufhebung der Klöster im Kanton Aargau im Jahre 1841 die Gemüter heftig erregt und den konfessionellen Zwist zum offenen Ausbruch gebracht, so kam es in den Jahren 1844 und 1845 wegen der Berufung der Jesuiten an die höheren Lehranstalten Luzerns durch die dortige Regierung zu blutigen Kämpfen zwischen den Katholiken und den radikal gesinnten Luzerner Liberalen, denen Freischaren aus andern Kantonen zu Hilfe eilen wollten. Der erste Freischarenzug im Dezember 1844 verlief im Sand; die Zürcher Freischaren zogen es vor, schon in Albisrieden umzukehren. Ein neuer Freischarenzug, der Ende März 1845 unternommen wurde, endete für die Freischaren mit einer Niederlage und der Gefangennahme des Führers der Luzerner Liberalen, des Arztes Dr. Robert Steiger. Freiligrath, der wenige Tage vor dem zweiten Freischarenzug nach Zürich gekommen war, fand sich plötzlich hineingezogen in die Ereignisse. Er hatte „mitgefiebert und mitgezittert“ während der Ungewißheit über den Erfolg oder Mißerfolg der Freischaren und empfand ihre Niederlage „als ein Elend und einen Jammer“. „Ich möchte die fieberhaft bewegten Tage, die ich, weiß Gott nicht als gleichgültiger Zuschauer, miterlebt habe, um nichts in der Welt missen!“ berichtete er einem Freunde. „Hier war doch wirklich einmal politisches Leben; nicht bloß, wie bei uns, Zeitungsklopffechtere, nicht bloß Idee — nein, Leidenschaft gegen Leidenschaft, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust!“

So lebhaft er Anteil nahm an diesen Ereignissen — sie hielten ihn doch nicht davon ab, mit Hilfe seiner Freunde „die Ufer des Zürichsees sinnend und schauend zu umwandeln“, um nach einer passenden Wohnung sich umzusehen. Er wollte hinaus aufs Land, in die freie Natur. Ihn hielt nichts in der Stadt zurück; denn so verlockend es für den die Geselligkeit liebenden Dichter gewesen wäre, im Kreise von Landsleuten und Gesinnungsfreunden zu leben, zog es ihn zunächst doch mit aller Macht in die Einsamkeit. „Wir beide, ich und meine

Frau, lechzen zu sehr nach der Natur, die am Ende die rechte und einzige Trösterin ist und bleibt — auch im Exil“, schrieb er an Professor Buchner. Noch schwankte er zwischen Neuenburger- und Zürchersee; aus praktischen Erwägungen gab er den Gestaden des Zürchersees den Vorzug: in dem damals preußischen Neuenburg glaubte er sich zu wenig sicher vor Belästigung und Ausweisung.

Am 5. April trafen Frau Ida Freiligrath und ihre Schwester Marie Melos in Zürich ein — schon am 7. April siedelten sie nach Rapperswil über, wo sie im Landhaus Meienberg¹⁾, das in der Umgebung des Städtchens auf einem Hügel prächtig gelegen ist, Unterkunft fanden. „Daß wir fürs Erste nach Wunsch unter Dach und Fach gekommen sind, daß wir ein Häuschen und einen Garten, dazu frohmütige Aussicht und ein Prachsexemplar von Apotheker zum Hausherrn haben — das und anderes wird meine Frau ausführlich der Ihrigen berichten“, schrieb er an einen Freund in der Heimat. Er lobte den schönen Blick auf das altertümliche, vielgetürmte Städtchen, den prachtvollen See und die Alpen, „namentlich auf die stets mit Schnee bedeckten Gipfel des Säntis und des Glärnisch“; er pries Haus und Garten, die Rebhügel in der Umgebung und die frischen, grünen Matten. „Ein anmutiger Park ist mit zwei Schritten zu erreichen; eine Scheuer, in welcher der zu Rapperswil wohnende Eigentümer seine prächtigen Schweizerkühe stehen hat, die uns täglich mit frischer Milch versorgen, liegt in geringer Entfernung hinter dem Hause. Dabei ist die Wohnung (die wir nota bene ganz allein bewohnen) durchaus möbliert bis auf das Rüchengeschirr hinab, und für alles das zahlen wir 30 Louisdors für das Jahr. Der Hauspatron (der Apotheker Helbling in Rapperswil) ist die Gefälligkeit und Zuorkommenheit selbst. . . . Sogar ein Fortepiano hat er uns heraufgeschickt, als wir kaum den halben Wunsch äußerten.“ — „. . . . Kurz, es ist ein paradiesisches und in jeder Hinsicht für uns passendes Fleckchen Erde, auf dem wir uns eingenistet haben, und ich bitte Gott, daß er uns einstweilen ruhig darauf wohnen lassen möge.“ Er fühlte sich glücklich in dem neuen Heim und hoffte, hier für einige Zeit eine Heimat gefunden zu haben — „vollends, da wir jetzt die Aussicht haben, gegen den Herbst Eltern-

¹⁾ Das vordere Schloßgut Meienberg, das heute die Bezeichnung „Villa“ trägt.

freuden zu erleben. Wenn, wie wir zu Gott hoffen, alles gut geht, so werden wir im September so glücklich sein, einen kleinen Freiligrath (denn ein Mädchen wirds doch wohl nicht werden) auf dem Meienberg jodeln zu hören... Sie können nicht glauben, wie glücklich diese Aussicht uns macht.“

Jetzt begann für den Dichter eine kurze Zeit ruhiger Besinnlichkeit und stiller, glücklicher Arbeit. „Nun meine Bibliothek da und ausgepackt ist, vermisse ich die Gesellschaft und die Stadt nicht mehr zu sehr und bereite mich, da ich aus Erfahrung weiß, wie nur die Stille meinen Produktionen förderlich ist, auf einen arbeitsamen Sommer und Herbst vor.“ Es entstand auf dem Meienberg sowohl eigene Dichtungen (darunter das berühmte Gedicht „Leipzigs Toten“), als Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen: Gedichte von Victor Hugo, Felicia Hemans, Robert Southey, Alfred Tennyson, Laetitia Landon und H. W. Longfellow — Arbeiten, die er zum Teil schon früher angefangen hatte und nun vollendete, zusammenstellte und für den Druck vorbereitete.

Die Einsamkeit des Meienbergs wurde nur wenig gestört; „ruhig und einförmig“ gingen die Tage hin. Aus dem nahen Städtchen stellte sich sein freundlicher Hauswirt Helbling häufig ein, um sich nach den Wünschen der Fremden zu erkundigen und ein Stündchen mit ihnen zu verplaudern — sonst hatte er keinen geselligen Verkehr mit Rapperswil. Dagegen erhielt er ab und zu willkommene Besuche aus Zürich: der deutsche Flüchtling Wilhelm Schulz, der 1834 wegen Pressevergehen zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt worden war, mit Hilfe seiner Gattin Karoline aber fliehen konnte und sich als Schriftsteller in Zürich niederließ, der philosophische Schriftsteller Arnold Ruge, der wegen politischer Umtriebe eine mehrjährige Festungshaft hatte absitzen müssen und über Paris nach der Schweiz gekommen war, der preußische Schriftsteller und Revolutionär Karl Heinzen, der mit Freiligrath zusammen die Reise von Belgien nach der Schweiz gemacht hatte, fanden sich bei ihm ein. Auch ausländische Freunde suchten ihn auf: der nordamerikanische Dichter Bayard Taylor, der Komponist Franz Liszt, der auf dem alten Klavier seine Komposition zu Freiligraths Gedicht „O lieb, so lang du lieben kannst“ den Freunden vorspielte, der deutsche Dichter Heinrich Stieglitz und andere. Allein und mit seinen Freunden durchwanderte

er die schöne Umgebung Rapperswils; er ruderte hinüber nach der Insel Ufenau, der Ruhestätte Ulrich Guttens, er fuhr mit dem Dampfschiff zum Besuch seiner Freunde nach Zürich, einmal auch nach Thalwil, „einem schön gelegenen Ort am See“, wo er von Pfarrer Sprüngli freundlich aufgenommen wurde. Als am 2. Juni 1845 in Meilen am Zürichsee ein großes Sängerverfest abgehalten wurde, nahm er als offizieller Gast mit Zürcherfreunden daran teil. Diese bescheidene Geselligkeit war für den heitern Mann, der in seinem Keller stets „einen edlen Valteliner“ für seine Freunde bereit hatte, ein Bedürfnis; denn sie trug dazu bei, ihn in froher und arbeitsfreudiger Stimmung zu erhalten; sie stellte aber auch die Verbindung mit der Außenwelt her, auf die er in seiner Einsamkeit nicht vollständig verzichten mochte. Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgte er die politischen Ereignisse nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz. Die im Juli 1845 erfolgte Befreiung des im zweiten Freischarenkrieg gefangenen und zum Tode verurteilten Führers der Liberalen, Robert Steiger, wurde von Freiligrath und seinem Kreis bejubelt und von Gottfried Keller in einem Gedicht „Bei Robert Steigers Befreiung und Ankunft in Zürich am 20. Juli 1845“ besungen.

Doch das stille Glück, das er auf dem Meienberg gefunden hatte, war nicht von Bestand. Bald stellten sich Geldsorgen ein. Freiligrath lag „fabelhaft krumm“ und war in so großer Geldflemme, daß er sogar kleine Portoauslagen zu vermeiden suchte und seine Briefe liegen lassen oder unfrankiert absenden mußte. Die großen Reisen, die neue Einrichtung und die Fracht für das Gepäck und die Bibliothek hatten seine Geldmittel erschöpft. Glücklicherweise erlebte die Gedichtsammlung „Ein Glaubensbekenntnis“ rasch nacheinander mehrere Auflagen, deren Honorar ihn in die Lage versetzte, diese Schwierigkeiten bald wieder zu meistern.

Größere Sorgen bereitete ihm die Erneuerung des am 6. Mai 1845 abgelaufenen Passes. Umsonst wandte er sich an seine Heimatstadt, umsonst an den letzten Wohnort St. Goar: man schickte ihn „von Pontius zu Pilatus“. Der Kanton St. Gallen drängte und drohte mit Ausweisung, die Freiligrath wegen der bald bevorstehenden Niederkunft seiner Frau mit allen Mitteln zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben

versuchte. Gegen Kaution wurde ihm die Aufenthaltsbewilligung schließlich bis Ende September bewilligt.

So sehr diese Sorgen ihn bedrückten und ihm die Laune zu verderben drohten — er ließ sich nicht unterkriegen! „Bagatellen dürfen einem den frischen, kecken Mut nicht verscheuchen, der ja allein den Lebenskahn flotthalten kann in Strudeln und Wirbeln. Mir soll er wahrlich nie verloren gehen!“ Er blieb „frisch und fidel“, denn er fand, daß es ihm „trotz alledem und alledem“ vortrefflich ging. Die Freude, nach vierjähriger kinderloser Ehe den langersehnten Sohn und Erben erwarten zu dürfen, überstrahlte alle Sorgen und Kimmernisse.

Am 11. September war es endlich so weit: „Gott sei gepriesen“, schrieb Freiligrath an seinen Freund Buchner, „alles ist glücklich vonstatten gegangen. Es waren qual- und angstvolle Stunden — dafür ist unser Glück jetzt umso größer. . . . Übrigens: Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus! Auch der Meienberg ist einer dieser Berge! Der Herr Sohn, auf den wir uns gefreut hatten und von dem wir seit Monden fabelten, ist ein kleines Mädchen geworden; statt eines Löwen ist eine kleine Maus zum Vorschein gekommen; aber allerdings keine lächerliche, sondern eine niedliche, patschelige, allerliebste!“

Nun stand — besonders da der ultramontane Kanton St. Gallen immer dringender die Vorweisung eines preußischen Passes verlangte, Preußen aber dieses Begehren ablehnte — Ende September der Weiterwanderung nichts mehr im Wege. Es lag nahe, sich nach Zürich zu wenden, das seit den letzten Wahlen zu Beginn des Jahres 1845 eine freisinnige Regierung hatte und den schriftenlosen Flüchtling aufzunehmen bereit war. Zahlreiche gute Freunde ermunterten ihn zu diesem Schritt und empfingen ihn mit offenen Armen. Die kleine Familie fand im Hause „Zum Sonnenthal“ in Hottingen bei Zürich eine bescheidene Unterkunft, die sich allerdings mit der Behaglichkeit und Lage des Meienberg nicht vergleichen ließ. Die nächsten Nachbarn, lediglich getrennt durch einen schmalen Weg, waren Wilhelm und Karoline Schulz. Sie bildeten seinen „häufigsten und erquicklichsten Umgang“. Eine herzliche Freundschaft verband die beiden Familien. Aus den Fenstern der benachbarten Wohnungen begrüßten sich die Freunde jeden Morgen mit einem hellen und fröhlichen Lachen. In beiden Familien ging der junge Gottfried Keller, der sich durch die

Veröffentlichung der „Lieder eines Autodidakten“, der „21 Liebeslieder“ und der „Feueridylle“ im Deutschen Taschenbuch für die Jahre 1845 und 1846 als Dichter ausgewiesen hatte, täglich ein und aus. Freiligrath und Schulz, obwohl 9 bzw. 22 Jahre älter, boten dem Schweizer Dichter Duzfreundschaft an. „Ein trefflicher, ganzer Kerl“, urteilte Freiligrath über ihn. Auch mit den Frauen, Karoline Schulz, Ida Freiligrath und Marie Melos, stellte Keller sich gut. — Zu den Freunden gesellte sich ferner der Dichter Adolf Follen, ein exzentrisch veranlagter, aber politisch gemäßigter Mann, der das Verdienst hat, den jungen Keller als Dichter gefördert zu haben. Weniger intim war das Verhältnis zu Arnold Ruge und Karl Heinzen, den beiden leidenschaftlichen deutschen Revolutionären, ferner zu Hoffmann von Fallersleben, Julius Fröbel und andern. Raum hatte Freiligrath Zürcher Boden betreten, als zwischen Ruge und Heinzen einerseits und Follen und Schulz andererseits eine heftige Fehde über den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit entbrannte. In seinem Buch „Zwei Jahre in Paris“ hatte Arnold Ruge den Gottesglauben mit giftigen Worten verspottet und war darin unterstützt worden durch Karl Heinzen, der in seinen „Briefen über den Atheismus“ scharfe Töne gegen die Unsterblichkeit angeschlagen hatte. Adolf Follen, in seinen heiligsten Gefühlen tief verletzt, trat mit sechs Sonetten gegen diese „Gottlosen“ auf, die ihrerseits mit einer Sammlung von Epigrammen eine heftige und grobe Antwort erteilten. Als dann der Streit in die Neue Zürcher Zeitung getragen wurde und überdies Wilhelm Schulz in seinem Buch „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin“ den Atheismus brandmarkte und dadurch Anlaß zu neuen Angriffen gab, wurde auch Gottfried Keller in den Meinungsstreit hineingezogen. Er nahm energisch Partei für seine gottgläubigen Freunde Follen und Schulz und griff die „Jehel“ — wie die Atheisten spöttisch genannt wurden — in vier Sonetten an. Ferdinand Freiligrath, der sich „zu einer Ursache alles Seienden, zu einem in Gott-ruhenden, Gott-durchhauchten All, nicht zu einem bloßen seellosten Mechanismus“ bekannte, stand in diesem Meinungsstreit innerlich ganz auf der Seite von Follen und Schulz, verhielt sich aber nach außen neutral und bemühte sich, die streitenden Brüder zu beruhigen und zu versöhnen. „Sie können sich nicht denken, mit welcher gegen-

seitigen Malice dieser Kampf geführt wird“, schrieb Freiligrath an einen Freund, „wie unerquicklich er (zumal wenn die Frauen dabei sind) die Zusammenkünfte macht und wie er, wenn die Streitführenden sich nicht bald eines Bessern besinnen, zu einer förmlichen Spaltung in unserem Flüchtlingshäuflein führen muß. . . Kuriose Kerle, die Deutschen! Sich über den lieben Gott zanken, solange es noch Könige zu entthronen gibt!“ Die in aller Öffentlichkeit und mit unerhörter Leidenschaft ausgetragenen „Herrgottsänkereien“ — mit denen, wie Freiligrath meinte, „den Schweizern, Konservativen wie Radikalen, kein amüsanteres Stiergefecht geliefert werden konnte, als diese auf beiden Seiten nicht eben würdevolle Bataille deutscher Flüchtlinge“ — endeten mit einer Blamage für beide Parteien und drängten Freiligrath als Vermittler in eine unangenehme Lage. Er zog sich infolge dessen mehr als bisher auf sich selbst und seine Familie zurück. Nur mit Wilhelm und Karoline Schulz, seinen getreuen Freunden, blieb er nach wie vor eng verbunden. Daneben verkehrte er freundschaftlich mit dem greisen Professor Lorenz Oken, dem berühmten Naturforscher an der Zürcher Universität, der trotz des großen Altersunterschieds von 31 Jahren Freiligrath zu seinen Freunden zählte und ihm von Herzen zugetan war, ferner mit dem zürcherischen Regierungsrat Melchior Eßlinger, in dessen Haus er freundlich aufgenommen wurde und sich besonders wohl fühlte. „Unsere Zürcher Existenz ist die stillste und einfachste“, äußerte sich Freiligrath, „der Kreis, in dem wir uns bewegen, ist sehr klein. . . Doch kommt das einsame Leben meiner Muse zugute, und ich bin deswegen im Grunde froh darüber.“ Die Zürcher Zeit habe sich „ziemlich inspiriert und arbeitsam angelassen“, so daß er hoffe, bald wieder einen Band politischer Gedichte fertig zu haben. Er arbeitete an der Gedichtsammlung „Ca ira“, die im Frühjahr 1846 in der Schweiz erschien — richtige Revolutionslieder, in denen er die Ereignisse in Deutschland von 1848 voraussah und geistig vorbereitete:

„Rein besser Schachbrett als die Welt:
Zur Limmat rück ich von der Schelde.
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlägt ihr mich nicht aus dem Felde. . .

Mir ist als müßt ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich heizen.

Ich bin bereit! Noch braust das Meer
Um Norwegs freie Bauernstätten;
Noch rasselt es von Frankreich her
Wie Klirren von gebrochenen Ketten. . .

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!“

Was er in diesem als Nachwort von „Ca ira“ stehenden Gedicht vorausgeahnt hatte: daß er den Wanderstab noch in die weite Welt werde setzen müssen, sollte gar bald Wirklichkeit werden. Freiligrath war mit der Hoffnung nach der Schweiz gekommen, hier eine Anstellung in einem kaufmännischen Unternehmen zu finden. Wenn er auch als Dichter große Erfolge erzielt hatte, mißtraute er doch der dauernden Gunst des Publikums. „Wer bürgt mir für fernere, regelmäßig alle Jahre wiederkehrende neue Auflagen, wer für die Möglichkeit, poetisch-politische Sachen auch in Zukunft verwerten zu können?“ Da er überdies auf den Herbst wieder Familienzuwachs erwartete, wollte er die Zukunft seiner nächsten Angehörigen auf eine sichere Grundlage stellen und nicht mehr ausschließlich abhängig sein von den Chancen eines literarischen Erwerbs. „Welch Gefühl, nicht mehr von der Poesie leben zu müssen! Wie oft hat es mich schmerzlich gedrückt, wenn ich daran dachte! Kein schlimmeres Joch für den Pegasus als dieses! Jedes andere ist golden dagegen!“ Aber alle Versuche, sich in der Schweiz eine neue Existenz zu schaffen, waren vergeblich. So war er denn gezwungen, seine Blicke von neuem nach dem Ausland zu richten. Nach Preußen zurückzukehren, war unmöglich. Auch die Süddeutschen Staaten boten ihm zu wenig Sicherheit gegen etwaige Auslieferungsbegehren Preußens. Er hätte allerdings die Möglichkeit gehabt, nach Amerika zu gehen, wo er, wie er wußte, mit offenen Armen aufgenommen worden wäre, „doch

das liegt zu weit ab“, urteilte er; denn man dürfe sich „durch zu große Entfernung nicht kampfunfähig machen...“, man dürfe „sich nicht hinter die Schlachtlinie zurückziehen“. England lag näher: dorthin gingen seine Gedanken. Durch Vermittlung eines Freundes wurde ihm eine Korrespondentenstelle in einem Londoner Handelshause angeboten. Rasch entschlossen nahm er den Vorschlag an, obwohl er fürchtete, die Dichtkunst könnte durch die tägliche Berufsarbeit benachteiligt werden; er hoffte aber, diese Gefahr bannen zu können. In einem „Nach England“ betitelten Gedicht hat er diesem Gedanken Ausdruck gegeben:

„... Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!
Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!“

Im August 1846 war die Familie reisebereit. Während Frau Ida mit der kleinen „Rapperswilerin“, wie das in Rapperswil geborene Töchterchen Käthe im Familienkreis genannt wurde, den Rhein hinunterfuhr, mußte Ferdinand Freiligrath, der aus Preußen Verbannte, den Weg über Paris und Le Havre nehmen. Von Keller erhielt er zum Abschied seine eben erschienenen Gedichte mit der Widmung: „An Ferdinand Freiligrath als ein bescheidenster Beitrag zur freundlichen Erinnerung an Zürich“; der deutsche Dichter schenkte ihm seinerseits zwei gestochene Porträts, die Poeten Clemens Brentano und Karl Immermann darstellend. Der von Keller hochverehrten Freundin, Frau Ida Freiligrath, schrieb der Dichter in ihr Album folgenden Reisespruch:

An Frau Ida Freiligrath.

An Gottes Segen
Ist alles gelegen;
Jedoch der Segen eines Poeten
Kann ihn zu guter Stunde vertreten.

So ist es doch betrübt zu klagen,
Wenn deutsche Mütter den Rhein hinab,
Hinab und über des Meeres Grab

Die zarten Wickelkindlein tragen
Nach freier Länder Gestaden hin,
Indes die Männer auf weiten Wegen,
Getrennt, bekümmert zum Ziele fliehn!
Ich streue meinen leichten Segen,
Fast trauernd, in dein Frauenherz:
Fahr glücklich denn rheinniederwärts
Und finde Leut in allen Reichen,
Die gute Milch dem Kindlein reichen,
Und auf den Schiffen, wenn es schreit,
Ein Publikum, das ihm verzeiht!

Des Reimes wegen, als ein Schweizer,
Wünsch ich dir einen nüchternen Heizer,
Der da vorsichtig, sanft und lind
Das Schiff dich tragen läßt mit dem Kind.
Ich wünsche, daß alles, was sehenswert,
Die schönste Seite zu dir kehrt,
Vor deinen Fuß frisch Rasengrün,
Dem Auge freundlicher Sterne Glühn,
In deine Hände weißes Brot
Und alle Tag Morgen- und Abendrot!
Derweil sei deinem Mann der Wein
Allüberall süß, stark und rein!

Und weil die Guten dieser Erden
Noch lange Tage wandern werden,
So mache die Ferne das Herz euch satt
Mit allem Besten, was sie hat!
Sie fülle freundlich euch die Truh
Und geb euch leichte Sorgen am Tag,
Des Abends Nachtigallenschlag,
Zur Nachtzeit aber die goldene Ruh;
Des Sommers Frucht, des Frühlings Bier,
In England immer vom besten Bier,
Den Fisch im Wasser, den Vogel der Luft,
Nur keinen Boden zu einer Gruft:
Denn in der Heimat sollt ihr sterben
Und euern Kindern die Freiheit vererben!

Auch Marie Melos, die Schwester Frau Idas, verließ Zürich und kehrte nach Deutschland zurück. Für sie war Kellers Herz²⁾ in leidenschaftlicher Liebe entbrannt. Zwar findet sich nirgends der Name der Geliebten aufgezeichnet; aber Zeit und Umstände lassen keinen Zweifel, daß tatsächlich Marie Melos die heimlich Geliebte war, die in Briefen des Dichters von 1845 und 1846 herumgeistert. Den Mut zu einem offenen Geständnis seiner Liebe fand er, wie so oft in seinem Leben, freilich nicht. Ihr schrieb er beim Abschied ein Gedicht „Die Welle“ ins Stammbuch³⁾. Einunddreißig Jahre später, als die alte Freundin im Auftrag der erkrankten Frau Ida Freiligrath einen Brief an den inzwischen berühmt gewordenen Schweizer Dichter schrieb, erinnerte sie ihn an das Jahr 1845 auf 1846, von dem sie glaubte, daß es, „ohne arrogant sein zu wollen“, nicht ganz aus seinem Gedächtnis entschwunden sei und daß er „vielleicht auch dann und wann ein flüchtiges Erinnern dem ‚Fräulein Möros mit dem Dolch im Gewande‘, dem ‚Hauskreuz Ferdinands‘, wie Sie mich so gern nannten, der ‚Maruschel Marunkel‘ und was ich sonst noch für liebevolle Namen führte, zuteil werden lassen“. Keller antwortete der „hochverehrten, teuersten Freundin“: „Daß ich die Freude, ein so unerwartetes Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, nur den leidenden Augen der verehrten Frau Ida Freiligrath verdanke, reicht gerade hin, der Freude jene Hefigkeit zu nehmen, die allem Irdischen so schädlich ist. Aber ein großes Vergnügen war es doch, das ich empfand, als ich verwunderungsvoll, wer mir da so artig und mittheilhaft schreibt, die Unterschrift suchte und Ihren Namen fand.“ Aus diesem ersten Briefwechsel entwickelte sich eine von beiden Seiten mit großer Herzlichkeit geführte Korrespondenz, die bis zum Tode Marie Melos' im Jahre 1888 dauerte.

*

Ferdinand Freiligrath blieb nach seinem Wegzug von Zürich mit Gottfried Keller noch während vielen Jahren in brieflicher

²⁾ Wie Emil Ermatinger in „Gottfried Kellers Leben“ als Erster nachgewiesen hat.

³⁾ Es ist unter diesem Titel weder in den Gedichtsammlungen noch in den nachgelassenen Gedichten zu finden. Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Jonas Fränkel in Bern ist es aber wohl identisch mit dem vierten Gedicht des Zyklus: „Am fließenden Wasser“, abgedruckt in der Gesamtausgabe, Bd. I, S. 60.

Verbindung. Die beiden Dichter sandten sich, versehen mit handschriftlichen Widmungen, gegenseitig ihre Werke zu. Gesehen haben sie sich nur noch zweimal: das erstemal im April 1850, als Keller von Heidelberg über Köln nach Berlin reiste und sich mehrere Tage bei Freiligrath aufhielt („Ich freue mich von ganzer Seele auf unser Wiedersehen, lieber Keller“, schrieb er am 6. März 1850 als Antwort auf den angekündigten Besuch); das zweite und letzte Mal im Sommer 1872, als das Ehepaar Freiligrath auf einer Schweizerreise den Dichter in Zürich besuchte. Noch ein weiteres Mal, im August 1875, kam Ferdinand Freiligrath in die Schweiz. Er nahm zur Erholung nach schwerer Krankheit Aufenthalt in Klosters und hielt sich auf der Rückreise einen Tag in Zürich auf, scheint aber seinen Freund Keller diesmal nicht gesehen zu haben. Mit der Bahn fuhr Freiligrath auf den Ätliberg, wo er ein paar köstliche Stunden verweilte. „Mit Entzücken schaute er“, schreibt sein Biograph Buchner, „auf das großartige Bild der Alpenkette, das sich in leuchtender Klarheit vor seinen Blicken ausbreitete, auf die Stadt und den schönen See, an dessen Ufern er ein paar glückliche Jahre verlebt hatte. Er mochte sich wohl sagen, daß er diese Erdenherrlichkeit zum letzten Mal in seine Seele aufnehme.“ — Wenige Monate nach der Rückkehr in seine Heimat starb er, tief betrauert von Gottfried Keller, der von ihm in einem Briefe vom 11. Mai 1876 an den Verleger Ferdinand Weibert sagte: „Freiligrath gehört zu den wenigen, von welchen man nicht glauben mag, daß sie wirklich fort und verschwunden sind, bei deren Tod man sich ängstlich fragt, ob man sich nichts vorzuwerfen, sie nicht beleidigt habe, aber sofort ruhig ist, weil sie einem nicht den geringsten Anlaß dazu hätten geben können vermöge ihres wohlbestellten Wesens.“

Quellen- und Literaturverzeichnis.

- W. Buchner: „Ferdinand Freiligrath.“ Ein Dichterleben in Briefen, 1882.
- Ferdinand Freiligrath: „Ein Glaubensbekenntnis“, 1844.
- Ferdinand Freiligrath: „Ca ira!“, 1846.
- Originalbriefe von Frau Ida Freiligrath an Gottfried Keller. (Zentralbibliothek Zürich.)
- Originalbriefe von Marie Melos an Gottfried Keller. (Zentralbibliothek Zürich.)
- E. Ermatinger: „Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher“, Bd. 1—3.
- Gottfried Keller: „Gedichte“, 1846.
- Gottfried Keller: „Neuere Gedichte“, 1851.
- G. Binder: „Zur Kulturgeschichte des Zürichsees“. (Der Meienberg ob Rapperswil.)
- E. Bonjour: Geschichte der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert (6. Buch der „Geschichte der Schweiz“ von H. Nabholz, L. v. Muralt, R. Feller, E. Bonjour).
-